

Habsburg revisited

Drei Neuerscheinungen zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie

Brigitte Mazohl

In den letzten Jahren lässt sich ein neu erwachtes historiografisches und politisches Interesse an Imperien und Nationalstaaten und insbesondere an ihrem Verhältnis zueinander konstatieren. Das traditionelle Narrativ von der Entstehung nationaler „Einheitsstaaten“ auf Kosten multinationaler Imperien im 19. und 20. Jahrhundert wird zunehmend in Frage gestellt – die vorausgesetzte Dichotomie zwischen beiden als heuristisches Instrument angezweifelt. Dass die Thematik nach wie vor auch von politischer Relevanz ist, zeigen die aktuellen Unabhängigkeitsbestrebungen von sich national definierenden Gruppierungen, die ihre Loslösung von einem übergeordneten Staatsverband fordern (Katalanen in Spanien) oder teilweise bereits erreicht haben (Kosovo-Serbien). Es ist wohl diesem neu hinterfragten Interesse am Verhältnis zwischen „Nation“ und „Staat“ zu danken, dass kurz hintereinander gleich drei umfassende Studien zur Geschichte der Habsburgermonarchie erschienen sind, denen es ein Anliegen ist, ein differenziertes Bild des lange Zeit geschmähten „Völkerkerkers“ zu entwickeln und dessen Charakter als „Anachronismus“, als der er – gegenüber der Leitidee des 19. Jahrhunderts vom ethnisch homogenen Nationalstaat – galt, zur Diskussion zu stellen.

Drei für die Thematik bestens ausgewiesene Historiker haben sich der schwierigen Aufgabe gestellt, die Geschichte der Habsburgermonarchie vom Zeitpunkt ihrer Staatswerdung im 18. Jahrhundert bis zu ihrem Untergang 1918 – im Falle von Judson und Leidinger auch darüber hinaus – in gut lesbarer Form darzustellen. Alle drei Autoren haben sich dabei gewissermaßen als Leitmotiv die Frage nach der Überlebensfähigkeit dieses Staates angesichts der Dominanz des nationalstaatlichen Paradigmas gestellt – und sind dabei zu ähnlichen, wenn auch unterschiedlich fokussierten Antworten gekommen.

Der Band von Marco Bellabarba, Professor für *Storia moderna* an der Universität Trient, ist in italienischer Sprache beim Verlag *il Mulino* erschienen und wird zur Zeit ins Deutsche übersetzt;¹ die Studie von Hannes Leidinger, Leiter der Außenstelle Wien des Ludwig Boltzmann Instituts für Kriegsfolgenforschung Graz – Wien – Raabs, wurde vom Haymon Verlag herausgebracht;² der amerikanische Historiker Pieter Judson, Professor am European University Institute in Florenz, publizierte seine Arbeit zunächst bei Harvard University

1 Marco BELLABARBA, *L'impero asburgico*, Bologna 2014.

2 Hannes LEIDINGER, *Der Untergang der Habsburgermonarchie*, Innsbruck/Wien 2017.

Press in englischer Sprache, die deutsche Übersetzung ist im Beck-Verlag veröffentlicht worden.³

Alle drei Autoren wenden sich nicht nur an ein wissenschaftliches Fachpublikum, sondern auch an eine breitere, historisch interessierte Öffentlichkeit; entsprechend finden sich die Fußnoten jeweils am Ende des Textes, bei Bellabarba am Ende der einzelnen Kapitel; ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis fügt lediglich Leidinger an; Bellabarba verzeichnet zu den einzelnen Kapiteln *Lecture consigliate*, wobei die in den Fußnoten angeführte Literatur vielfach über diese hinausreicht; bei Judson findet sich, was vor allem für die wissenschaftlich interessierte Leserschaft ein großes Manko darstellt, überhaupt keine Bibliographie und auch die benutzten Quellen lassen sich nur anhand der Anmerkungen bzw. über das Abkürzungsverzeichnis erschließen.

Alle drei Studien stützen sich vorwiegend auf ein breites Spektrum von Sekundärliteratur (Leidinger lässt immer wieder auch Quellenstellen einfließen), sie erheben aber gerade in der Auseinandersetzung mit bisherigen Lesarten der habsburgischen Geschichte den Anspruch, „alternative Narrative“ (Judson, S. 30) in ihrer Darstellung zu entwickeln. Am eindrücklichsten ist das, das sei vorweg angemerkt, Pieter Judson gelungen, der einleitend die Zielsetzung formuliert, das Habsburgerreich als Ganzes und nicht seine einzelnen Länder und/oder Nationen zum Gegenstand der Forschung machen zu wollen, „indem es die gemeinsamen Erfahrungen der Staatsbürger mit ihrem Reich in den Vordergrund rückt“ (ebenda), die Geschichte also nicht nur „von oben“, sondern auch „von unten“, aus dem Blick seiner Bewohner zu sehen. Dass im Titel des Buches zwar von „Imperium“ die Rede ist, im Text hingegen auch der Terminus „Reich“ synonym verwendet wird, liegt an der (historisch durchaus erklärbaren) Unübersetzbarkeit des Bedeutungsunterschiedes zwischen Reich und Imperium im Deutschen, in der englischsprachigen Version ist durchgehend von „Empire“ die Rede.

Auch Marco Bellabarba will seinem italienischsprachigen Publikum, bei dem er, vermutlich zu Recht, kaum Vorkenntnisse voraussetzt, ebenfalls keine Geschichte des unvermeidbaren Zerfalls der Habsburgermonarchie präsentieren, der auf die „comparsa distruttiva dei nazionalismi“ (S. 11) zurückzuführen wäre. Gerade ihm geht es darum, die traditionelle Dichotomie zwischen „Imperien versus Nationalstaaten“ am Beispiel der Habsburgermonarchie aufzulösen, indem er beide als „hybride“ Erscheinungsformen sieht, „che si ridefiniscono di continuo col trascorrere del tempo, senza che l'uno ascenda o decada regolarmente a spese dell'altro“ (ebenda). „Kritische Gedächtniskultur und entmythisierende Historiographie“ fordert auch Leidinger im Umgang mit der Habsburgermonarchie ein (S. 21). Die Frage, „Hätte es also doch anders kom-

3 Pieter M. JUDSON, *The Habsburg Empire. A New History*, Cambridge-London 2016 (dt.: *Habsburg. Geschichte eines Imperiums 1740–1918*, München ²2017).

men können?“ (S. 17), hält er angesichts der „Irritationen“ und „Paradoxien“ dieser Geschichte (ebenda) für ebenso wenig hilfreich wie die „vermeintliche Vorbestimmtheit des Nieder-und Untergangs“ (ebenda).

Nun aber zu den Publikationen im Einzelnen: Marco Bellabarba vermittelt in seiner knapp gehaltenen Studie (244 Seiten), die zwei bzw. drei Jahre vor den beiden anderen erschienen ist, auf der Grundlage anglo-amerikanischer, deutscher, aber auch italienischer Sekundärliteratur einen kompakten Überblick über die Geschichte der Habsburgermonarchie im langen 19. Jahrhundert, die er immer wieder auch in den gesamteuropäischen Zusammenhang einbindet. Auch er spricht sich klar dagegen aus, die Geschichte der Habsburgermonarchie nur von ihrem Ende her zu sehen. Bellabarba leugnet nicht die Bedeutung der nationalen Konflikte – erfreulicherweise kommt bei ihm auch die italienische Frage nicht zu kurz – und er sieht im deutsch-tschechischen Konflikt auf Landes- und Gesamtstaatsebene eine der Hauptursachen für die Krise des Parlamentarismus in Cisleithanien; doch die wichtigsten Ursachen für den Zerfall der Doppelmonarchie verortet er einerseits im verlorenen Weltkrieg und andererseits in der verfehlten Strategie der Siegermächte, die aus mangelndem Verständnis für diese „affascinante collage multinazionale“ (S. 215) die Auflösung des Staates für unvermeidbar gehalten hätten.

Fünf knapp und stringent gehaltene, der traditionellen Epochengliederung verpflichtete Kapitel („Impero romano-germanico e monarchia asburgica“, „La Restaurazione e il ‚Vormärz‘“, „Rivoluzione e controrivoluzione“, „L’età costituzionale del dualismo“, „Nazionalismi e guerra“) spannen den Bogen von der Pragmatischen Sanktion (mit Vorgriffen auf die Frühe Neuzeit) bis zum vergeblichen Ministerwechsel Kaiser Karls Ende Oktober 1918. Dankenswerterweise geht Bellabarba gleich zu Beginn auf das habsburgische „Dilemma“ (S. 15) ein, auf die Doppelfunktion der Monarchen als Kaiser des Hl. Römischen Reichs einerseits und als Regenten der „Monarchia austriaca“ andererseits. Diese Unterscheidung stellt gerade im Rahmen der italienischen Historiografie ein besonderes Verdienst dar, werden hier doch „Austria“ und „Impero“ traditionellerweise gleichgesetzt, wobei der Kaisertitel, wie es die Wiener Propaganda nach 1804/06 ja auch wollte, als jahrhundertalte „österreichische“ Herrschaftsbezeichnung gilt. Bellabarba betont die Schwäche des imperialen Kaisertums seit dem Westfälischen Frieden und die verschiedenen Versuche, die „österreichische“ Hausmacht zu stärken, was er u. a. am Beispiel der stärkeren administrativen Anbindung der Lombardei und der südlichen Niederlande an die Zentralregierung illustriert. Neu an Bellabarbas Sicht auf die Monarchie im späteren 18. Jahrhundert ist die enge Verquickung von „aufgeklärtem Absolutismus“ bzw. dessen Reformpolitik mit „aggressiver und expansionistischer“ Außenpolitik (S. 49). Wie Preußen und Russland habe auch Österreich nach der Erweiterung seiner Grenzen getrachtet und mit seinen

inneren Reformen vor allem den Zweck verfolgt, „il loro potenziale di *war making*“ zu erhöhen (ebenda). „Fondare un impero (e negarlo)“ (S. 58) nennt Bellabarba den Versuch Metternichs, die europäische Machtstellung Österreichs auf der Grundlage von dessen „Amalgamierung“ (S. 63) mit dem Deutschen Bund, der ihm nicht minder wichtigen „Lega Italica“ und der neu geschaffenen „Illyrischen Provinzen“ zu sichern, ein Versuch, den er als „*bricolage* istituzionale“ und als „antitesi assoluta“ zum „stile uniformante“ der josephinischen Ära bezeichnet (S. 64). Damit ist eine an den europäischen Visionen Metternichs orientierte Lesart gegeben, die sich dank ihrer Differenziertheit deutlich von der bisherigen holzschnittartigen Verengung der Ära Metternich auf den obrigkeitlichen Polizeistaat unterscheidet. Und dies, obwohl zum Zeitpunkt der Niederschrift Wolfram Siemanns bedeutende Metternich-Biografie⁴ noch gar nicht erschienen war, wohingegen die in Österreich kaum wahrgenommene neue Studie über den *Artefice dell'Europa nata dal Congresso di Vienna*⁵ (2014) im selben Jahr wie Bellabarbas *Impero asburgico*, 2014, veröffentlicht worden ist. Anders als üblich deutet Bellabarba auch die österreichische Politik in der vormärzlichen und in der nachrevolutionären Ära: Sehr viel größer als die Furcht vor nationalen Bestrebungen sei in Wien die Angst vor liberalen und sozialen Unruhen gewesen. Auch die Germanisierungstendenzen, die man dem österreichischen Staat, insbesondere seitens der Italiener, vielfach vorgeworfen habe, seien nicht so sehr aus dem Bedürfnis nach Überwindung nationaler Forderungen, sondern vielmehr als Mittel zur Verhinderung von Volksaufständen und liberalen Tendenzen eingesetzt worden (S. 88). Breiten Raum gibt Bellabarba der ungarischen Reichshälfte, insbesondere nach dem Ausgleich, wobei er auch hier gegen liebgewordene Lehrmeinungen auftritt: Keineswegs sei der angeblich sehr viel toleranteren cisleithanischen Nationalitätenpolitik eine militante Magyarisierungspolitik in Ungarn gegenübergestanden, weder in rechtlicher Hinsicht noch in Bezug auf die Haltung der „staatstragenden“ Eliten habe es hier zwischen den beiden Reichshälften große Unterschiede gegeben; dass sich allerdings in Cisleithanien kein übergreifend „österreichisches“ Nationalbewusstsein entwickeln konnte (und gerade nicht für die „Deutschen“), stellt auch er nicht in Abrede: Ausgehend vom schönen Zitat aus Musils *Mann ohne Eigenschaften* räumt Bellabarba ein, dass ein „Österreicher“, nach seiner Nationalität befragt, sich wohl kaum als Bürger „der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“ verstanden habe, sondern sich wohl sehr viel mehr als Tscheche, Pole, Slowene, Kroat oder Italiener bezeichnet haben würde, was dem Gesamtzusammenhalt wenig förderlich war (S. 173f.).

4 Wolfram SIEMANN, Metternich. Strategie und Visionär. Eine Biografie, München 2016.

5 Luigi MASCILLI MIGLIORINI, Metternich. L'Artefice dell'Europa nata dal Congresso di Vienna, Rom 2014.

Die umfangreiche Arbeit von Hannes Leidinger (439 Seiten) ist demgegenüber, wie der Titel bereits anklingen lässt, schwerpunktmäßig der späten Phase der Monarchie und ihrem Ende gewidmet. Dass es sich dabei trotz des Zäsurcharakters des „Untergangs“ um ein weiterwirkendes Ende gehandelt hat, die Wegmarkierungen der Monarchie also sehr viel mehr die politischen Entwicklungen in den Nachfolgestaaten bestimmt haben, als es den Zeitgenossen bewusst war, macht Leidinger bereits im Klappentext deutlich, wenn er die Frage formuliert, „ob die Monarchie nicht bis heute in vielen kleinen Imperien weiterlebt.“ Demgemäß behandelt auch das letzte von Leidingers fünf Großkapiteln unter dem Titel „Das Erbe“ das Weiterwirken jener Hinterlassenschaft, die sich „nicht ohne Weiteres abschütteln ließ“ (S. 308), und die in allen Nachfolgestaaten der Monarchie ungelöste, aber auch neu entstandene soziale und wirtschaftliche Konflikte hervorbrachte. So sieht er beispielsweise die „verstärkte Polarisierung der Gesellschaft“, eine schließlich zum Bürgerkrieg gesteigerte „Unversöhnlichkeit“ der verschiedenen Lager im Nachkriegsösterreich als die Folgen eines „tiefergehenden Gesellschaftskonfliktes der späten Donaumonarchie“ an (S. 329).

Leidingers Buch unterscheidet sich in Aufbau und Stil vom klassischen Typus einer wissenschaftlichen Monografie und will das offenbar auch. Anstelle einer Einleitung wird der Leserin eine „Kleine Trilogie“ geboten, in welcher einerseits die „Architektur“ des Buches erläutert wird, die „einer balancierten Zusammenschau von Details und Gesamtheit, von Individuellem und Kollektivem“ bedürfe (S. 19), in der andererseits aber auch geistreich und pointiert allgemeine geschichtstheoretische Fragen reflektiert werden: „Ordnung ist immer wieder [...] nicht nur zu hinterfragen, sondern auch zu schaffen“ (S. 10). Man ist an Hayden White erinnert, auch wenn dieser nicht im Literaturverzeichnis aufscheint. Der „Datenschatz“, mit dem der Historiker arbeite, gleiche auch einem „Giftschrank“, dessen Öffnung oft nicht erwünscht sei. Und, für das Buch stilgebend: „Der kurze Moment sowie ein an seiner Rationalität und seinen Möglichkeiten (vielleicht) zweifelndes Individuum sind die ‚atomaren Bausteine‘ des Geschichtsstoffes“ (S. 29). Ein neues Master-narrativ, einer traditionellen chronologischen Gliederung verpflichtet, will Leidinger daher nicht bieten. Entsprechend finden sich in den Kapitelüberschriften auch keine Jahreszahlen; die oft originellen Untertitel („Menschliche Sandkörnchen‘ im Reizstakkato des beschleunigten Wandels“, S. 40; „Ressourcenschlacht“, S. 194; „Zerstörungshorizonte“, S. 344, um nur einige wenige herauszugreifen) geben Zeugnis von der sprachlichen Brillanz des Autors, der gerne mit Metaphern und unerwarteten Begrifflichkeiten arbeitet und dessen Synthese mehr einem assoziativ zusammengeführten Kaleidoskop von historischen Momentaufnahmen gleicht, als dass sie einen linearen, und schon gar nicht teleologischen Geschichtsverlauf konstruieren würde wollen. Dennoch folgt die Darstellung nolens volens einer tiefer liegenden und impliziten Chro-

nologie, insbesondere was das Davor und Danach betrifft. Auf knappen 40 Seiten behandelt Leidinger mit einer bewundernswerten Souveränität gegenüber dem, was als „historische Fakten“ bekannt ist, im ersten Kapitel die Zeit von zirka 1800 bis in die 70er Jahre der Monarchie („Die Beständigkeit der Fragilität“), wobei allerdings auch hier spätere österreichische Kronzeugen der „Identitätskrisen“ wie Freud, Mach und Weininger eingeflochten werden (S. 42f.) und umgekehrt auf das „existenzgefährdende Prekariat“ der habsburgischen Herrschaft im Donaauraum seit Jahrhunderten“ (S. 69) hingewiesen wird. Dem Alten Reich werden nur wenige – in sich widersprüchliche – Aussagen gewidmet: „Das Verschwinden des ‚alten Reiches‘ stellte einen der massivsten Brüche der deutschen Geschichte dar“ (S. 53) – wenige Zeilen zuvor (S. 52) wird hingegen behauptet, dass dieses Reich sich „mittlerweile in eine leere Hülse verwandelt“ habe (ein zum Teil zeitgenössisches Vorurteil, das durch die Reichsforschung widerlegt ist).

Auf über 200 Seiten und in drei gewichtigen Hauptkapitel („Jahrhundertwende“, „Gewaltlösungen“, „Anatomie des Zusammenbruchs“) präsentiert Leidinger demgegenüber die turbulenten Jahre der Doppelmonarchie zwischen zirka 1870 und 1918, wobei die Kriegsjahre im Vordergrund stehen. Das ist jener Zeit-Raum (der Schwerpunkt liegt auf der österreichischen Reichshälfte), in der Leidinger auf eine Fülle von Vorarbeiten und archivalischen Quellen zurückgreifen und seine stupende Literaturkenntnis voll entfalten kann, Literatur auch im engeren Sinne des Wortes verstanden (u. a. immer wieder: *Der Mann ohne Eigenschaften*). Über die Quellen aus dem Wiener Haus-Hof- und Staatsarchiv und dem Kriegsarchiv hinaus finden sich hier vereinzelte Quellenbelege aus Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Russland, Serbien und der Tschechischen Republik sowie zahlreiche Zeitungsbelege (besonders häufig: *Leitmeritzer Zeitung*).

Es übersteigt die Fähigkeiten der Rezensentin trotz gründlicher Lektüre hier ein auch nur einigermaßen der dargebotenen Fülle gerecht werdendes Resümee zu ziehen (ein solches liefert erfreulicherweise der Autor selbst in einem kurzen „Fazit – in sieben Teilen“). Wie programmatisch angekündigt, wird tatsächlich die „große Geschichte“ immer wieder mit lebensweltlichen Zeugnissen von sogenannten kleinen Leuten durchmischt (Detail und Gesamtheit, Individuelles und Kollektives), was die Darstellung sehr lebendig, allerdings auch etwas unübersichtlich macht. Festzuhalten ist, dass auch Leidinger, ähnlich wie seine gleich eingangs genannten wichtigen „Referenzautoren“ Konrad Canis und Pieter Judson (Bellabarba wurde nicht rezipiert), die Skepsis gegenüber dem unausweichlichen Untergang zwar teilt, bei ihm jedoch die Negativbilanz von „Rede und Realität“ überwiegt (S. 140 ff.) – den jeweiligen Diskursen misst Leidinger zu Recht realitätskonstituierende Bedeutung zu. Erstaunlich breiten Raum nimmt dabei auch das „private“ habsburgische Unglück (u. a. Mayerling) ein, dessen Wirkungen auf die Stimmung in der Öffentlichkeit

wohl tatsächlich größer waren als gemeinhin angenommen. Das Bild, das auf diese Weise von der späten Habsburgermonarchie gezeichnet wird, ist ein eher düsteres („Das Habsburgerreich hielt Kaiserin Elisabeth für eine Ruine“, S. 97); es ist Leidingers großes Anliegen, auch die „Triste[n] Verhältnisse“ der einfachen Bevölkerung, insbesondere auch die der Soldaten („Das Elend der Internierten“) möglichst als „persönliches Erleben“ (S. 19) darzustellen; die „atemberaubenden Fallhöhen“ zwischen diesem Erleben „und der ‚monumentalen‘, abstrakten und ‚großen Geschichte‘“ (ebenda) verführen ihn allerdings nicht dazu, Letztere zu vernachlässigen. Dank seiner virtuoson „Baukunst“ im Zusammenfügen der „atomaren Bausteine“ werden dem überraschten Leser statistische Auswanderungszahlen, Wirtschaftsdaten, Ergebnisse der Suizidforschung ebenso vermittelt wie vereinzelte Stellungnahmen aus Reichsratsdebatten und die vielfachen militärischen und politischen (Fehl-)Entscheidungen, wie sie „Ehrbegriffe und Reputationsbedürfnisse“ des „sinkenden Sternes unter den europäischen Großmächten“ verursachten und vor denen Oppositionspolitiker vergeblich warnten (S. 148ff.). Repressionen gegen die eigene Bevölkerung, die fatalen Folgen des Ausgleichs, die kriegsbedingt zunehmende Not der Menschen, die Konflikte zwischen den Nationalitäten und – außenpolitisch – die verfehlte Bündnistreue gegenüber dem deutschen Bündnispartner, nicht zuletzt auch das erfolglose Handeln des letzten Kaisers, beschleunigten das Sinken dieses „Sternes“, das sich erst in den letzten Monaten des Weltkriegs zum „dramatischen Ereignis“ verdichtete (S. 357). Also doch ein weitgehend selbst verschuldeter Untergang, auch wenn es vielleicht bis zuletzt anders hätte kommen können. „Das Habsburgerreich ging vor allem auch an seinen eigenen Eliten zugrunde“ (S. 358). Zum Charakter dieses Untergangs schreibt Leidinger, Verena Moritz zitierend: „Die ‚suizidale Stimmungslage‘ [...] lasse den ‚Weg in die Katastrophe‘ [...] geradezu als ‚erweiterten Selbstmord‘ von gigantischem Ausmaß und millionenfachem Leid erscheinen.“ (S. 161)

So anregend die Lektüre des Buches und so imponierend die Fülle des verarbeiteten Materials auch ist (selbst russischsprachige Literatur wird eingearbeitet), ein wenig mehr Struktur und Systematik wäre der Leserin durchaus sinnvoll erschienen. Über gelegentliche Ungenauigkeiten – „die Unabhängigkeitsbewegung Belgiens, der vormals spanischen Niederlande“ (S. 50), das Zarenreich traf im Krimkrieg auf die „Türkei“ (S. 61) – oder allzu saloppe Formulierungen, wenn etwa der „Doppeladler [...] mit der Zeit ergraute“ (S. 354), sieht man gerne hinweg. Das häufige Zitieren von Quellen aus bereits publizierten Vorarbeiten hingegen erschwert ein wenig die Nachvollziehbarkeit.

Die größte Wirkung zeitigte bisher in der *Scientific Community* und darüber hinaus die umfangreiche, 667 Seiten umfassende Monografie von Pieter M. Judson, wozu wohl auch die ausdrückliche Zielsetzung des Autors beigetragen hat, die bisherige historiografische „Tradition“ zu durchbrechen, in der

das „Habsburgerreich pathologisiert“ worden sei (S. 27), und stattdessen ein Gegennarrativ zu entwickeln, das sich die Leitfrage stellt, „warum das Reich und seine Institutionen für so viele Menschen so lange so viel bedeuteten“ (ebenda).⁶

Der Band folgt bewusst der herkömmlichen Periodisierung, doch es wird bereits einleitend für das Zustandekommen der üblichen „Meilensteine“ die Mitwirkung der Gesellschaft betont: Sie habe am Zusammenwachsen des Vielvölkerreiches, so wie es bis 1914 Bestand hatte, entscheidenden Anteil gehabt und dessen Fähigkeit mitbewirkt, „aus Diversität produktive Kraft zu gewinnen“ (S. 23) – „die Vorstellungen von nationaler Identität und einem allumfassenden Reich [...] entwickelten sich im Dialog miteinander und nicht in Opposition zueinander“ (S. 24). Auch bei Judson liegt das Schwergewicht der Darstellung auf der Zeit nach 1848: Drei Kapitel („Das zufällige Reich“; „Diener und Bürger, Kaiserreich und Vaterland 1780–1815“; „Ein Reich der Widersprüche, 1815–1848“) und zirka 170 Seiten sind dem Jahrhundert zwischen 1740 und 1848 gewidmet, fünf Kapitel („Wessen Reich? Die Revolutionen von 1848 und 1849“; „Ein liberales Imperium entsteht“; „Kulturkämpfe und die Kämpfe um die Kultur“; „Unser tägliches Reich 1880–1914“; „Krieg und radikale Staatsbildung, 1914–1925“) und zirka 360 Seiten den knapp achtzig Jahren von 1848 bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein; auch für Judson ist es wichtig, das Weiterwirken der habsburgischen Traditionen in den Nachfolgestaaten zu betonen, wovon später noch kurz die Rede sein wird.

Die entscheidenden Voraussetzungen für das spätere Reich sieht Judson zu Recht in den Reformen des 18. Jahrhunderts begründet: Diese hätten der Regierung mehr Kontrolle über die Bevölkerung gegeben und damit neue Bindungen zwischen Staat und Untertanen geschaffen, die Macht des Adels sei beschränkt worden, die Reformen seien tendenziell bereits von der Vorstellung gleicher Untertanen ausgegangen und die Bürokratie habe bereits sehr früh als Korrektiv gegen die Machtvollkommenheit lokaler aristokratischer Oberschichten fungiert. Die Identifikation der „einfachen“ Bevölkerung mit dem „Staat“ habe auf diese Weise zum Zusammenhalt des „zufällige[n] Reich[es]“ maßgeblich beigetragen. Dank der Bürokratie sei auch der erfolgreiche Aufstieg einer Mittelklasse (S. 86) möglich gewesen, die den Staat mehr und mehr mitgetragen habe. Nicht zuletzt habe auch die in ihrer Vielfalt doch auf Gemeinsames hin orientierte Feierkultur zur Identifikation nicht nur mit der Dynastie, sondern auch mit dem Staat beigetragen. Differenziert betrachtet Judson die josephinische Sprachpolitik, die keineswegs von „nationalen“ Germanisierungstendenzen, sondern von rein pragmatischen Gründen auf dem Weg zur „Vereinheitlichung“ getragen war. Entgegen der gängigen Verunglimpfung der Zeit des Vormärz betont Judson die gesellschaftliche Dynamik, die die-

6 Vor kurzem ist eine dritte Auflage des Buches erschienen. Hier wird die zweite Auflage besprochen.

se „widersprüchliche“ Epoche gekennzeichnet habe. Nun kamen die Früchte der Reformen erst voll zur Entfaltung (S. 140f.). Auch wenn nun im Gegensatz zur Zeit Maria Theresias und ihrer Söhne „von oben“ keinerlei Reformen mehr ratsam erschienen und die langen Kriege und die Finanzkrise nun eine „zaudernd-konservative Regierung“ (ebenda) nach sich gezogen hatten – mit dem Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch waren die rechtlichen Voraussetzungen geschaffen, dass immer mehr Bürger, Mittelschicht wie Adel, aktiv gestaltend eingriffen, um anstehende soziale Probleme vor Ort selbst zu lösen. Der Autor verweist hier auch auf die vielfältigen gesellschaftlichen Zusammenschlüsse und Vereine, die einen entscheidenden Beitrag zu technischen Innovationen und wirtschaftlichen Verbesserungen geleistet haben. Selbst die vielgeschmähte Zensur habe viel weniger einheitlich gehandelt als gemeinhin angenommen. Der entscheidende Widerspruch habe letztlich darin bestanden, „dass die Bemühungen der Regierung, die Folgen des sozialen Wandels einzudämmen, mit einer wachsenden Dynamik der Gesellschaft kollidierten“ (S. 146). Die Entstehung des „neuen“ Kaiserreichs 1804 wird zwar in einem Untertitel erwähnt (S. 123), tatsächlich aber im Text nicht behandelt; dies überrascht umso mehr, als viele Seiten später der Ethnograf Carl von Czörnig als einer der Kronzeugen für die „Visionen von einem liberalen Kaisertum“ (S. 306) aufgerufen wird, der die Schaffung eines „vereinten Staat[es]“ erst mit der Gründung des Kaisertums 1804 beginnen lässt (S. 312). Entsprechend wird auch das Ende des Alten Reiches mit all seinen Folgen nicht thematisiert, lediglich in einem kurzen Satz wird festgehalten, Franz II. habe seine Herrschaft als „Kaiser Franz II. des Heiligen Römischen Reiches begonnen und als Franz I. von Österreich beendet“ (S. 123). Im Kapitel über die Revolutionen werden die vorangegangenen Formen „öffentlicher Organisation und Kommunikation“ als Voraussetzung für das erfolgreiche Handeln politischer Aktivisten betont (S. 204). Der Plural „Revolutionen“ ist durchaus berechtigt, da es sich um verschiedene Revolten handelte: Neben den adeligen Eliten, die ihre lokale Macht wiederherstellen wollten, habe es seitens der Bürger den Wunsch gegeben, mittels Verfassung die Kontrolle über die Bürokratie zu erlangen – und nicht zuletzt habe eine weitere Revolution „die letzten Spuren des alten Feudalsystems auf dem Land“ hinweggefegt (S. 204). Erstaunlich ist, dass „nationale“ Fragen so gut wie keine Rolle spielen, was einerseits damit zusammenhängen mag, dass Judson auf Italien kaum sein Augenmerk richtet (auch die Arbeit von Bellabarba kennt er offenbar nicht) und was zweitens der Hauptzielsetzung des Autors entspricht, den „nationalistischen Konflikten“ als reinem Elitenphänomen wenig Bedeutung beizumessen. Und das „beunruhigende Vorspiel in Galizien“, von dem im Übrigen auch Bellabarba spricht, hatte tatsächlich keine „nationale“ Schlagseite, weil es um bäuerliche Revolten gegen „ihre“ Großgrundbesitzer ging, die zuvor einen „unabhängigen polnischen Staat“ wiedererrichten hatten wollen, wogegen sich die galizischen Bauern mit gutem Grund und mit dem

Blick auf Wien zur Wehr setzten (S. 205 f.). Beide Autoren berücksichtigen hier nicht, welchen bedeutenden Einfluss die galizische Erfahrung auf die Haltung der Militärs, insbesondere Radetzky's, gegenüber den aufständischen Italienern hatte, weil diese dort ähnlich „loyale“ bäuerliche Untertanen gegenüber einer aufsässigen Aristokratie vermuteten.

Auch wenn die verschiedenen Revolutionen 1848 und 1849 zum Teil mit Gewalt niedergeschlagen wurden, so war dank ihnen, so Judson, doch ein „Wandel der Werte“ eingetreten, der stillschweigend akzeptiert und nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte (S. 280).

Der Autor leugnet nicht, dass sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch „nationale Bewegungen“ ausgebildet haben, diese hätten sich aber „von oben“, dank des intensivierten politischen Lebens in den vielfältigen politischen Institutionen – vor allem auch auf kommunaler Ebene – entwickelt und seien „nicht aus dem Volk heraus“ entstanden (S. 330). „Der nationalistische Konflikt war keine unvermeidbare Folge des multilingualen Charakters der österreichischen und der ungarischen Gesellschaft, sondern ein Produkt von Institutionen“ – das ist wohl eine der Kernaussagen von Judson's Ansatz (S. 349). Die der zweiten Jahrhunderthälfte gewidmeten Kapitel bringen eine Fülle von beeindruckenden Zeugnissen dafür, wie das Reich und seine Bürger erfolgreich miteinander agierten, wie stark von Seiten der Regierung auf die Einheit in der Vielheit gesetzt wurde („Unitas in diversitate“, S. 406) – als anschauliche Beispiele dafür werden die Weltausstellung von 1873 und das Kronprinzenwerk angeführt – wie sehr aber auch die zunehmende Demokratisierung des Wahlrechts dazu geführt habe, dass „nationalistische Konflikte“ (die Formulierung „Nationalitätenkonflikte“ will Judson nicht verwenden, S. 347) über das Instrument „Kultur“ an Bedeutung gewannen. Doch das Gemeinsame und das Gemeinschaftsgefühl überwogen, wie sich nicht zuletzt an einer „habsburgischen“ Architektur (etwa die Stadttheater in Brünn, Graz und Zagreb) erkennen lässt, wofür der Band anschauliche Bilder präsentiert. Entsprechend knapp wird der Konflikt um die Fundamentalartikel abgehandelt (S. 379) und selbst die Badeni-Krise bedeutet für Judson kein „Scheitern der staatlichen Institutionen“, sie zeige vielmehr „in wie hohem Maße mittlerweile weite Kreise der Bevölkerung zur Teilnahme an politischen Prozessen mobilisiert waren“ (S. 403). Auch wenn sich pessimistische Stimmen hinsichtlich der Überlebensfähigkeit des Staates im letzten Jahrzehnt vor dem Krieg – freilich als vorwiegendes Elitenphänomen – häuften, so sieht Judson auch in dieser Zeit das Reich aus den vorangegangenen Krisen „aufgetaucht“ und auf einem guten Weg, (noch) „flexiblere Modelle der Mitbeteiligung an der Macht zu entwickeln“ (S. 426). Erst der Krieg, der zunehmende Versorgungsmangel, Flüchtlingsbewegungen, die „militärische Diktatur“ (S. 494), das „Unvermögen der führenden Militärs und Beamten“ hätten „zu einer ernsten Vertrauens- und Legitimitätskrise“ geführt (S. 495). Ähnlich wie Leidinger (dessen Buch wohl zu zeitgleich erschien,

um von Judson rezipiert zu werden), sieht auch Judson – neben der Entscheidung der Siegermächte, die Monarchie aufzulösen – die eigentlichen Ursachen für das Ende der Monarchie im Versagen seiner Eliten, wobei Judson dieses Versagen erst im Krieg selbst verortet. Dieser Krieg sei aber durchaus „nicht der Todesstoß für ein vor Schwäche ohnehin schon taumelndes Reich“ gewesen (S. 494)! Hinsichtlich der Nachfolgestaaten kommen die beiden Autoren ebenfalls zu einem ähnlichen Schluss: Auch Judson sieht den November 1918 nicht als „radikalen Bruch mit der Vergangenheit“ – auch er verortet „institutionelle Kontinuitäten“ in den Nachfolgestaaten, die sich nicht zuletzt auch an den gleichbleibenden Personen in maßgeblichen Positionen manifestierten (S. 496). Dass die Demokratie auch in den neuen Staaten in der Praxis „versagte“, konnte den Zeitgenossen, so Judson, wohl nicht bewusst sein, wobei sich jetzt – nicht zum Besten dieser Staaten – eine „spezifisch national gefärbte Auffassung von Demokratie“ herausbildete (S. 565), die eine Hypothek bis in die Gegenwart hinein bedeute.

Angesichts der Dichte und Fülle des dargebotenen Materials, der souveränen Verflechtung von Quellen und Literatur, der gut lesbaren Darstellung (ein Lob auch für die Übersetzung!), die immer wieder Denkanstöße bietet, mögen kritische Anmerkungen beckmesserisch erscheinen. Doch seien der Rezensentin trotz aller Wertschätzung für Judsons großen Wurf einige Bemerkungen gestattet, die ihrerseits Impulse für „unser sich wandelndes Forschungsfeld“ (S. 31) geben wollen: Der Blick auf Galizien als „tabula rasa“ (S. 101) und Experimentierfeld für Reformen ist, wie Judson immer wieder zeigt, lohnend, doch das darf gerade für das 18. Jahrhundert nicht dazu führen, die Bedeutung der Lombardei und der österreichischen Niederlande zu übersehen, wie denn Judson insgesamt den Entwicklungen im österreichischen Italien kaum Interesse entgegenbringt. Ähnliches gilt für die Außenpolitik, die doch maßgeblich die inneren Entwicklungen mitgeprägt hat. Den napoleonischen Kriegen, dem Wiener Kongress, Solferino und Königgrätz werden nur wenige Seiten gewidmet, ebenso der Annexionskrise – selbst im Unterkapitel über die „Julikrisen“ (S. 497f.) wird die „eigentliche“ Julikrise, die bisher in der Historiografie als politisch-diplomatische Krise verstandene Zeit zwischen Attentat und Kriegserklärung, mit keinem Wort erwähnt.

Dass es kein Fürstentum Tirol (S. 39) und keinen „Kaiser“ Rudolf I. (S. 40) gegeben hat, dass „Hofer, ein Gastwirt unmittelbar nördlich von Bozen“ (S. 131) gewesen und „Südtirol“ (gemeint ist wohl das Trentino) „nördlich von Triest (Trst)“ (S. 225) angesiedelt ist, der Krimkrieg tatsächlich bis 1856 und nicht bis 1855 gedauert hat (S. 284), die Besetzung von Bosnien und der Herzegowina erst nach dem Berliner Kongress und nicht vorher erfolgt ist (S. 420f.) – Nachlässigkeiten solcher Art mögen als marginalisierbare Kleinigkeiten erscheinen. Schwerer wiegt, um beim tirolisch/trentinischen Thema zu bleiben, dass bei den (wenigen) Abschnitten, in denen von Tirol die Rede

ist, nur auf die im Jahr 2000 erschienene Arbeit von Laurence Cole zurückgegriffen⁷ und die mittlerweile erschienene umfangreiche Literatur (insbesondere auch um die Frage von 1809) nicht zur Kenntnis genommen wurde. Keiner der drei Autoren hat außerdem die wichtigen Studien von Kurt Scharr über die Bukowina⁸, die von Thomas Winkelbauer herausgegebene (2015 erstmals, mittlerweile in dritter Auflage erschienene) *Geschichte Österreichs*⁹ oder den für Verfassungsfragen richtungsweisenden Band *Constitutionalism, Legitimacy, and Power. Nineteenth-Century Experiences*¹⁰ rezipiert, in dem ein umfangreicher Beitrag dem Zusammenhang zwischen Nationalitätenfrage und Verfassungsentwicklung in der Habsburgermonarchie gewidmet ist.

Doch diese wenigen kritischen Bemerkungen können den Wert der drei Bände nicht schmälern, an allen dreien wird die zukünftige Forschung nicht vorbeigehen können, wobei zu hoffen ist, dass die deutsche Übersetzung des Bandes von Bellabarba dazu beiträgt, dass auch er von der deutsch-angelsächsischen *Community* wahrgenommen wird. Dass das „Forschungsfeld“ Habsburgermonarchie noch viele Fragen und Quellen für künftige Forschergenerationen bereithält, wird aus den profunden hier präsentierten Monografien mehr als deutlich.

7 Laurence COLE, „Für Gott, Kaiser und Vaterland“. Nationale Identität der deutschsprachigen Bevölkerung Tirols 1860–1914, Frankfurt a. M./New York 2000.

8 u. a. Kurt SCHARR, „Die Landschaft Bukowina“. Das Werden einer Region an der Peripherie 1774–1918, Wien 2010.

9 Thomas WINKELBAUER (Hg.), *Geschichte Österreichs*, Stuttgart 2015.

10 Kelly L. GROTKE/Markus J. PRUTSCH (Hg.), *Constitutionalism, Legitimacy, and Power. Nineteenth-Century Experiences*, Oxford 2014.